

Douglas Starr

Der Wandermörder



Ein grausamer Serienkiller und
die Geburtsstunde der Kriminalistik

riva

Douglas Starr

Der Wandermörder

Douglas Starr

Der Wandermörder

Ein grausamer Serienkiller und
die Geburtsstunde der Kriminalistik

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

douglasstarr@rivaverlag.de

1. Auflage 2012

© 2012 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 bei The Knopf Doubleday Group, a division of Random House, Inc., unter dem Titel *The Killer of Little Shepherds. A True Crime Story and the Birth of Forensic Science* © 2010 Douglas Starr. All rights reserved. This translation published by arrangement with Alfred A. Knopf, an imprint of The Knopf Doubleday Group, a division of Random House, Inc.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Rometsch, Mengen

Redaktion: Caroline Kazianka, München

Umschlaggestaltung: Julia Jund, München

Umschlagabbildung: Vacher, le Tueur de Bergers, aus *Le Journal illustré*, 31. Oktober 1897

Satz: HJR, Jürgen Echter, Landsberg am Lech

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86883-182-5

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86413-156-1

Weitere Informationen zum Thema finden Sie unter

www.rivaverlag.de

www.facebook.com/rivaverlag.de

www.twitter.com/rivaverlag

Gerne übersenden wir Ihnen unser aktuelles Verlagsprogramm.

Für meine Eltern

»Die wilde Bestie schlummert in uns allen. Wir sollten uns nicht immer auf Geistesgestörtheit berufen, um ihr Erwachen zu erklären.«

Dr. Edward Spitzka in einem Bericht aus dem Jahr 1901 über
Leon F. Czolgosz, den hingerichteten Mörder von Präsident William McKinley

Inhalt

| | |
|-------------------------------|----|
| Vorbemerkung des Autors | 11 |
|-------------------------------|----|

Teil eins: Die Verbrechen

| | |
|---|-----|
| 1 Die Bestie | 14 |
| 2 Der Professor | 28 |
| 3 Der erste Mord | 42 |
| 4 Das gerichtsmedizinische Institut | 50 |
| 5 Der Landstreicher | 65 |
| 6 Identität | 76 |
| 7 Der Eichenwald | 89 |
| 8 Die Leiche spricht | 100 |
| 9 Das Verbrechen in Bénonces | 109 |
| 10 Spuren gibt es immer | 118 |
| 11 Auf dem Präsentierteller | 131 |
| 12 Zum Verbrecher geboren | 141 |
| 13 Lourdes | 157 |

Teil zwei: Die Strafe

| | |
|---|-----|
| 14 Der Untersuchungsrichter | 164 |
| 15 Das Verhör | 175 |
| 16 Professor Lacassagne | 193 |
| 17 »Ein Verbrechen ohne Motiv?« | 197 |
| 18 Der Wendepunkt | 209 |
| 19 Der Prozess | 221 |
| 20 Das Urteil | 236 |
| 21 Die Frage der Zurechnungsfähigkeit | 249 |

Teil drei: Nachspiel

| | | |
|----|---|-----|
| 22 | Das Gehirn eines Mörders – ein Rätsel | 262 |
| 23 | Postskriptum | 274 |
| | Nachwort: Das gewalttätige Gehirn | 280 |
| | Danksagung | 289 |
| | Anmerkungen | 293 |
| | Literaturverzeichnis | 323 |
| | Bildnachweis | 331 |
| | Über den Autor | 333 |

Vorbemerkung des Autors

Dies ist ein Sachbuch. Ich habe mir keinerlei Freiheiten erlaubt, was Tatsachen oder Ereignisse betrifft. Alle Zitate und Dialoge wurden Briefen, Büchern, eidesstattlichen Erklärungen und Zeugenaussagen der Beteiligten entnommen oder stammen aus nachprüfbaren zeitgenössischen journalistischen Quellen. Wenn ich jemandem Gedanken zuschreibe, erscheinen sie kursiv und basieren auf schriftlichen oder mündlichen Aussagen der betreffenden Person. Den Geisteszustand des Serienmörders Joseph Vacher verdeutlichen seine Briefe, die eidesstattlichen Versicherungen von Zeitgenossen, die ihm begegneten, die Aufzeichnungen der Irrenhäuser, in die er eingewiesen wurde, sowie die Berichte der Ermittler und Psychiater, die ihn befragten. Einzelheiten seiner Verbrechen stammen aus originalen Tatortanalysen, Autopsieberichten, Zeitungsartikeln und den mündlichen Aussagen der heutigen Einwohner von Dörfern, die er in Angst versetzt hat. Auskunft über Dr. Alexandre Lacassagnes Persönlichkeit und Geisteszustand gaben seine umfangreichen Schriften sowie die Erzählungen und Objekte seiner Nachkommen.

Der größte Teil des Quellenmaterials wurde im Französisch des späten 19. Jahrhunderts verfasst. Manchmal habe ich Sätze gekürzt und die Sprache vereinfacht, um die Zitate für heutige Leserinnen und Leser verständlich zu machen. Obwohl mir viele Leute beim Übersetzen geholfen haben, habe ich allzu starke Vereinfachungen selbst zu verantworten.

Teil eins

DIE VERBRECHEN

*»Der Werwolf aus den Geschichten
Wurde jetzt übertroffen ...«*

Aus einem volkstümlichen Gedicht über Joseph Vacher, 1898

Eins

Die Bestie

An einem regnerischen Frühlingsabend im Jahr 1893 spazierte die neunzehnjährige Louise Barant in der französischen Provinzstadt Besançon die Uferpromenade entlang. Plötzlich kam ihr ein Mann entgegen, der eine Militäruniform trug. Sein Name war Joseph Vacher (ausgesprochen »Vaschee«). »Mieses Wetter, oder?«, fragte er, und sie antwortete reflexhaft: »Kann man wohl sagen.« Normalerweise hätte Louise, eine große, gesund aussehende Frau mit lockigem Blondhaar, nicht mit einem Fremden gesprochen, schon gar nicht, wenn er brutal aussah wie dieser hier. Aber Vacher strahlte auch eine entwaffnende Unschuld aus, und die Feldweibelwinkel wiegten sie in Sicherheit.

Also gingen sie plaudernd weiter und aßen gemeinsam in einem Café. Sie erfuhren, dass sie beide aus Kleinstädten stammten: sie aus Baume-les-Dames, einer netten kleinen Gemeinde an der Grenze zur Schweiz, und er aus Beaufort, einem unscheinbaren Städtchen südöstlich von Lyon. Sie erzählten einander von ihrer Vergangenheit, und er gestand ihr, dass er sich bisher bei keinem Menschen so wohlgeföhlt habe. Auch sie hatte das Gefühl, freimütig sprechen zu können. Dennoch beschlich sie ein komisches Gefühl, als sie von ihrem Essen aufblickte und in seine stechenden Augen sah. Später am Abend machte er ihr einen leidenschaftlichen Heiratsantrag. Dann schwor er, sie umzubringen, wenn sie ihn je betrügen sollte. Jetzt war ihr klar, dass sie einen schrecklichen Fehler begangen hatte.

In den folgenden Wochen verfolgte er sie ständig. Wie andere Männer, für die Gewalt zum Leben gehört, wusste er, wie man Drohungen, Reue, Selbstmitleid und Charme geschickt miteinander verbindet, um eine Beziehung zu verlängern. Louise, die in der Stadt fremd war und als Hausmädchen arbeitete, versuchte verzweifelt, ihm aus dem Weg zu gehen, und erfand zu diesem Zweck zahllose Ausreden. Einmal jedoch hatte sie Mitleid mit ihm, was bei Opfern bisweilen vorkommt, und ging mit ihm tanzen. Schüchtern standen sie mitten zwischen fröhlichen Leuten, als ein Soldat Louise ansprach. Vacher stürzte sich daraufhin mit solcher Wut auf den Mann, dass der Soldat und Louise aus dem Tanzsaal rannten.

Jetzt wusste sie, dass sie niemals sicher sein würde, solange sie sich in derselben Stadt wie Vacher aufhielt. Da sie sich nicht traute, ihn direkt abzuweisen, behauptete sie, ihre Mutter habe die Heirat verboten und sie nach Hause befohlen. Aber die Entfernung tat seiner Besessenheit keinen Abbruch. Immer wieder schickte er ihr Liebesbriefe. Schließlich schrieb sie ihm eine klare Antwort darauf: »Es wäre am besten, wenn du mir nicht mehr schreiben würdest ... Zwischen uns ist alles aus. Ich möchte mich den Wünschen meiner Mutter nicht widersetzen. Zudem liebe ich dich nicht. Adieu, Louise.«

Sie hoffte, von nun an Ruhe vor ihm zu haben. Denn sie wusste, dass er sich der Fahnenflucht schuldig machen würde, wenn er seine Einheit verlassen sollte, um sie zu suchen. Doch ihre Abreise und ihr letzter Brief hatten bei ihm derartige Wutanfälle ausgelöst, dass der Regimentsarzt ihm »nervöse Erschöpfung« attestiert und einen viermonatigen Erholungsurlaub verordnet hatte. Sofort fuhr er nach Baume-les-Dames und kaufte unterwegs noch einen Revolver.

Jeder Soldat in Vachers Kaserne hätte Louise geraten, sich gar nicht erst mit dem dreiundzwanzigjährigen Feldwebel einzulassen, weil er etwas Wildes und Gewalttätiges an sich hatte. Alle hatten seine Manien und sein explosives Temperament schon erleben müssen. Einmal hatte er einem Kameraden, der nicht exakt in der Reihe stand, ohne Vorwarnung in den Unterleib getreten. Ein andermal hatte er im Alkoholrausch schwere Holzschreibtische durch den Raum geschleudert, gebrüllt wie ein Tier und sich Haare aus den Unterarmen herausgerissen. Als man ihn wider Erwarten nicht befördert hatte, hatte er sich sinnlos betrunken, alles kurz und klein geschlagen und jeden, der sich ihm genähert hatte, mit einem Rasiermesser bedroht. Schließlich hatte er die Klinge an seine eigene Kehle angesetzt. Nach diesem Vorfall wurde er in ein Krankenhaus gebracht und dann in eine andere Kompanie versetzt.

Mitunter konnte Vacher aber auch rücksichtsvoll und, wenn es notwendig war, sogar charmant sein. So hatte er sich zweifellos benommen, als er Louise kennengelernt hatte, doch als sie ihn zurückwies, kehrte die Bestie zurück.

Nachdem er im Dorf angekommen war, versuchte er tagelang, ihre Mutter und ihre Familie für sich einzunehmen, doch er schaffte es nur, ihnen auch Angst einzujagen. Am Morgen des 25. Juni 1893 besuchte er Louise bei ihrem Dienst-

herrn. Nach einer abschließenden Aussprache wollte er mit dem Zug nach Besançon zurückfahren. Als Louise die Tür öffnete und ihn sah, wich sie zurück.

»Warum fürchtest du dich, Louise?«

»Ich fürchte mich nicht«, erwiderte sie wenig überzeugend.

»Schau, ich will dir nichts tun. Ich komme in Frieden, um die Sachen abzuholen, die mir gehören.«

Er beharrte wie besessen darauf, dass sie ihm seine Briefe, die wertlosen Schmuckstücke, die er ihr geschenkt hatte, und das Geld, das er in Restaurants für sie ausgegeben hatte, zurückgab. Sie händigte ihm alles aus, was er haben wollte, aber er war immer noch nicht zufrieden. Als er nicht aufhörte, ihr Vorwürfe zu machen, begann sie vorsichtig, rückwärtszugehen und die Marmortreppe hinaufzusteigen. Je länger er redete, desto aufgeregter wurde er.

»Wieso willst du mich nicht, Louise? Wir könnten doch so glücklich sein! Du weißt ja gar nicht, wozu ich fähig bin. Ich habe es dir schon einmal gesagt und wiederhole es nun: Ich bin verrückt nach dir. Komm mit mir.«

Sie drohte ihm damit, dass sie ihren Herrn wecken würde, wenn er nicht sofort das Haus verlasse, und der werde ihn dann hinauswerfen. Vacher schob die rechte Hand in die Tasche.

»Du willst also nicht mitkommen?«

»Nein!«

Daraufhin zog er den Revolver heraus und feuerte einen Schuss ab. Die erste Kugel drang in Louises' Mund ein, zerschmetterte zwei Zähne, durchschlug die Zunge und trat aus der Wange heraus. Sie schrie auf und brach zusammen. Zwei weitere Schüsse streiften ihren Scheitel, während sie fiel, und einer schlug in der Wand ein. Dann schoss Vacher sich selbst zweimal ins Gesicht.

Die Schüsse hallten im Flur derart laut wider, dass die Hausbewohner aus ihren Schlafzimmern eilten und Passanten von der Straße ins Haus stürzten. Sie fanden Louise auf der Treppe kauern vor. Vacher taumelte mit blutbeschmiertem Gesicht blind herum, stolperte ein paar Schritte zur Tür hinaus und brach auf der Straße zusammen.¹

1 Beide überlebten, weil der Händler, der Vacher den Revolver verkauft hatte, ihn nur mit halb gefüllten Patronen geladen hatte – gerade genug, um einen Angreifer aufzuhalten, aber nicht unbedingt genug, um ihn zu töten.

So begann das öffentliche Leben von Joseph Vacher, einem der berüchtigtsten Serienmörder seines Jahrhunderts, der mehr Menschen tötete als Jack the Ripper. Der Vorfall mit Louise Barant war zwar sein erster Konflikt mit dem Gesetz, aber er war seinen Mitmenschen schon seit Jahren unangenehm aufgefallen und hatte ihnen Unbehagen eingeflößt. Nachbarn in Beaufort erinnerten sich an ihn als Kind, das schnell Streit anging und bei Raufereien auf dem Schulhof ungewöhnlich gewalttätig war. Einmal, als er das Vieh der Familie hüten sollte, hatte er die Tiere auf eine Wiese geführt und einigen die Beine gebrochen. Als Teenager verbrachte er ein paar Jahre in einem Kloster, wurde aber wegen nicht näher genannter Fehltritte relegiert. Später wurde er zum sechzehnten Regiment in Besançon eingezogen. Obwohl die strenge Disziplin beim Militär ihm guttat, neigte er auch dort zu Wutausbrüchen. Alle Leute fanden ihn irgendwie sonderbar, doch sie hatten, wie er selbst zu Louise gesagt hatte, keine Ahnung, wozu er tatsächlich fähig war.

Verbrechen aus Leidenschaft kamen damals häufig vor, wurden milde bestraft und oft dem Opfer zur Last gelegt. Nachdem Vacher auf Louise geschossen hatte, verbrachte er mehrere Wochen im Krankenhaus. Dann schickte man ihn zur Beobachtung in ein Irrenhaus in der Nachbarstadt Dole, wo die Ärzte herausfinden sollten, ob er hinreichend zurechnungsfähig war, um ihn vor Gericht stellen zu können. Das »24-Stunden-Attest«, das den ersten Tag des Patienten in der Anstalt dokumentierte, bezeichnete ihn als ruhig. Er reagiere kaum auf Fragen und bereue seine Tat. Die Ärzte beschrieben in allen Einzelheiten, wie die Schüsse ihn entstellten: Eine purpurrote Furche zog sich über seinen rechten Kiefer, und gelblicher Eiter rann aus dem rechten Ohr – er würde sein Leben lang stigmatisiert bleiben. Bei jedem Atemzug flatterte seine rechte Wange wie ein loses Segel, weil eine Kugel einen Gesichtsnerv durchtrennt hatte. Beim Sprechen konnte er kaum den Mund öffnen, und seine Stimme klang nasal und undeutlich.

Er schien eher ein gebrochener als ein gefährlicher Mann zu sein. Doch als er sich im Laufe der nächsten Wochen erholte und kräftiger wurde, kam sein paranoider und gewalttätiger Charakter zum Vorschein. Er beschuldigte die Ärzte – anfangs ruhig, später immer heftiger –, sich gegen ihn verschworen zu haben, und verlangte jeden Tag, ein Chirurg solle ihm die Kugel aus dem Ohr holen.

Kurz vor dem geplanten Eingriff warf er dem medizinischen Personal vor, ihn umbringen zu wollen, und rannte aus dem Operationssaal.

Am 20. Juli machte er nach den Aufzeichnungen der Anstalt eine »nervöse Krise« durch. Er schrie die Ärzte an und prügelte sich mit seinen Zimmergenossen. Manchmal saß er vor- und zurückschaukelnd auf der Bettkante. »Hin und wieder hebt er den Kopf und fokussiert die Augen, als lausche er unsichtbaren Stimmen«, schrieb der Assistenzarzt Dr. Léon Guillemin. »In solchen Momenten hat er den Gesichtsausdruck eines Verrückten.«

Innerlich kochte Vacher. Er hasste die Anstalt und alle, die sich in ihr aufhielten. Seiner Meinung nach waren die Ärzte herzlos und die Patienten Schweine. Später schrieb er in einem langen, verbitterten Brief an die Behörden – er sollte sich bald als fleißiger Briefschreiber erweisen –, die Irrenanstalt sei »schmutzig und widerlich« und man zwingt ihn, auf einer schmutzigen Matratze voller Flöhe zu schlafen. Das Essen sei kaum genießbar, und die Wärter würden es oft stehlen. Nicht beaufsichtigte Patienten misshandelten einander, und es mache ihnen besonderen Spaß, die Blinden zu quälen. »Sie schubsten sie und spuckten ihnen ins Gesicht. Manche stießen sie sogar nackt in den Schnee hinaus.« Bisweilen dachte er offenbar sogar an Selbstmord. »Und ich war nicht der Einzige ... Manche konnten diese Behandlung nicht ertragen und nahmen sich das Leben.«

Nach ihrer eigenen Einschätzung waren die Ärzte in Dole mitfühlend und fürsorglich. Gedruckte Texte aus der Anstalt bezeichneten ihre Therapie als »behutsam, erträglich, human und eher modern«. Anders als früher wurden die Patienten nicht an die Wand gekettet oder wegen unwissentlich begangener Verfehlungen geschlagen. »Alle Erzwingungsmethoden, die Kranke quälten, wurden aufgegeben ... Patienten werden überaus menschlich behandelt.«

Als Vacher aufgenommen wurde, bereitete der Direktor der Anstalt gerade den Umzug der Insassen in einen neuen Gebäudekomplex vor, der aus mehreren Pavillons bestand und in einer ländlichen Umgebung etwas außerhalb der Stadt erbaut worden war – eine beachtliche Verbesserung im Vergleich zur bisherigen festungsähnlichen Anstalt. Damals wurden solche Einrichtungen überall in Europa gebaut.

Dennoch waren die Zustände in Dole nicht so, wie sie sein sollten. Ende des 19. Jahrhunderts berichtete ein Besucher, dass viele Patienten immer noch in

dunklen, vergitterten Zellen lebten und unzureichend versorgt würden. Wie viele andere Irrenanstalten hatte auch die in Dole viel zu viele Insassen. Die Zahl der geistig Behinderten war in Frankreich (wie in ganz Europa und in Amerika) sprunghaft gestiegen. Schuld daran waren der Alkoholismus und die Syphilis, zudem wurde die Diagnose »geisteskrank« immer häufiger gestellt. Mit diesem Begriff wurden damals Probleme aller Art zusammengefasst, etwa Demenz, Obdachlosigkeit und kriminelles Verhalten. Daher luden Gefängnisse, Zuchthäuser und Armenhäuser die Menschen, mit denen sie nichts anfangen konnten, in den Irrenanstalten ab. Viele kamen auch direkt von der Straße. Als Vacher aufgenommen wurde, beherbergte die staatliche Anstalt mehr als doppelt so viele Patienten wie ursprünglich geplant. Sie war für 500 Insassen gebaut worden, war aber mit über 900 vollgestopft, von denen mindestens 15 Prozent Kriminelle waren. (Angesichts solch unerträglicher Zustände konnte selbst ein sehr engagierter Arzt herzlos werden. Als der Direktor der Irrenanstalt Villejuif in Paris gefragt wurde, welche Therapie seiner Meinung nach am wirksamsten sei, antwortete er: »Wir warten darauf, dass sie sterben.«)

Die Ärzte hatten Vacher in einem Hochsicherheitstrakt untergebracht, aber die Aufsicht war wie in vielen anderen Anstalten nicht streng genug. In der Nacht des 25. August 1893 schlich sich Vacher daher aus seinem Zimmer, fand einen langen Balken, lehnte diesen an die Mauer und floh in die Freiheit. Er wollte nach Baume-les-Dames fahren, um Louise zu suchen. Eine Fahndungsmeldung wurde sofort telegrafisch verschickt, und die Polizei in Louises' Dorf erhielt eine besondere Warnung. Es konnte nicht schwer sein, den Flüchtigen zu identifizieren, denn er trug die Standardkleidung der Anstalt – ein graues Baumwollhemd und eine graue Hose –, und sein entstelltes Gesicht war nicht zu übersehen.

Einige Wochen später entdeckten ihn einige Soldaten in Besançon, woraufhin ihn Ortpolizisten festnahmen. Wenige Tage später setzte man ihn in einen Zug, um ihn in die Anstalt zurückzubringen. Seine Wärter wurden angewiesen, ihm Handschellen anzulegen und ihn ständig im Auge zu behalten. Während der Fahrt fragte Vacher, ob er beim nächsten Halt die Toilette aufsuchen dürfe. »Sie müssen warten«, sagten sie, denn sie wollten ihn nicht einmal dafür aussteigen lassen, obwohl seine Hände gefesselt waren. Schließlich schlug er vor, unmittelbar vor den Wärtern zur Tür hinaus zu urinieren. Da der Zug mit

Höchstgeschwindigkeit dahinraste, schien es unwahrscheinlich, dass Vacher einen Sprung wagen, geschweige denn überleben würde. Er schlurfte also zur Tür, öffnete seine Hose und sprang hinaus, ehe die Wärter reagieren konnten. Dann knallte er auf den Bahndamm, rollte sich ab und lief wie ein Hase davon, während der Zug weiterfuhr.

Zwei Tage später stöberten ihn von einigen Dorfkindern alarmierte Polizisten in einem Bauernhaus beim Essen auf. Sie brachten ihn in Ketten nach Dole zurück. Sein Zustand verschlimmerte sich. Er hatte immer häufiger »melancholische Zustände« und versuchte, sich umzubringen, indem er den Kopf an eine Wand schlug. »Wir müssen häufig drastische Maßnahmen ergreifen, um zu verhindern, dass er sich selbst verletzt«, schrieben die Ärzte in einem »Situationsbericht« vom 26. Oktober 1893.

Inzwischen war Dr. Guillemin eingetroffen, um eine offizielle Analyse von Vachers Geisteszustand zu erstellen. Er sprach mit ihm, untersuchte ihn körperlich, unterhielt sich mit seinen Betreuern und las die Akten. Dann diagnostizierte er Vacher als »verwirrten Mann mit Verfolgungswahn ersten Grades«. In diesem Zustand habe sich Vacher fast sein Leben lang befunden. Die Symptome seien nicht immer offenkundig, träten aber gelegentlich mit voller Schärfe auf, und als Louise ihn abgewiesen habe, seien sie schlimmer geworden denn je und hätten Selbstmordgedanken ausgelöst. In der Anstalt leide Vacher weiter an schwerem Verfolgungswahn und akustischen Halluzinationen. Er glaube, »die ganze Welt habe sich gegen ihn verschworen«, schrieb Guillemin. Seit seiner Ankunft in Dole glaube Vacher, die Ärzte vernachlässigten und ignorierten ihn, wollten ihn nicht versorgen und sähen ihn gerne tot. »Wir haben unser Bestes getan, aber er wirft uns vor, ihn töten zu wollen. Es gibt keine Anzeichen für eine Besserung.«

Abschließend schrieb Guillemin: »1. Vacher ist geistesgestört und leidet an Verfolgungswahn. 2. Er ist für sein Handeln nicht verantwortlich.«

Das zuständige Gericht erklärte ihn daraufhin wegen Unzurechnungsfähigkeit für nicht schuldig. Dadurch wurde Vacher vom Kriminellen zum geisteskranken Mündel des Staates, genauer gesagt des Departements Isère in Ostfrankreich. Man wollte ihn ins dortige staatliche Irrenhaus außerhalb von Grenoble einweisen, wo er bleiben sollte, bis seine Ärzte ihn für geheilt erklärten.

Zwei Wärter begleiteten ihn auf seiner Zugfahrt zur neuen Anstalt Saint-Robert. Sie trugen einen Bericht bei sich, in dem Guillemin den Patienten als »derzeit wirklich ruhig« beschrieb. »Er will nur in seine Region zurückkehren und bald wieder bei seiner Familie sein.« Guillemin war zuversichtlich, dass Vacher sich während des Transports anständig benehmen werde. »Da er jedoch bereits Selbstmord- und Fluchtversuche unternommen hat, empfehle ich strenge Bewachung. Zwei zuverlässige Beamte sollten genügen.« Unerklärlich ist, dass er den Mordversuch, die »Stimmen« und Vachers gefährlichen Verfolgungswahn in diesem Bericht nicht erwähnte. Das Personal im Saint-Robert bereitete sich daher auf den Empfang eines depressiven, selbstmordgefährdeten Menschen vor, nicht aber auf einen Mann, der für andere gefährlich war. Später erinnerte sich Vacher daran, dass er nach der Abfahrt in Dole nur noch den Wunsch hatte, »überall Blut zu sehen«.

Vacher hatte versprochen, sich während der Überführung ruhig zu verhalten. Die Ärzte hatten an seine Vernunft und Würde appelliert und ihm erlaubt, anstelle der grauen Anstaltskleidung seine Regimentsuniform zu tragen. Doch die Uniform schürte nur seine Wut, und er beschloss, zu fliehen und die Welt über die Missstände in Dole zu informieren. Schon auf dem Bahnsteig probierte er seinen »Uriniertick«, aber die Wärter packten ihn sofort und legten ihm Hand- und Fußfesseln an. Im Zug bemühte er sich, für möglichst viel Unruhe zu sorgen. In einem Waggon dritter Klasse zwischen den Wärtern sitzend, wand er sich hin und her und versuchte, sich zu befreien. Als das misslang, kreischte er anarchistische Parolen und beschwerte sich lautstark über seine Behandlung in Dole – vor allem dann, wenn an Bahnhöfen viele Menschen durch den Zug liefen. Er tobte derart, dass einige Frauen sich ängstigten und weinten.

Vachers Reiseziel, das Irrenhaus Saint-Robert, war »eine der besten Anstalten Frankreichs«, wie es in einem zeitgenössischen britischen Bericht über Krankenhäuser und Irrenanstalten heißt. Es war auf dem Gelände eines alten Klosters gebaut worden und bot den Insassen einen majestätischen Blick auf die Alpen und frische Bergluft. Die Anstalt war auf der Basis der neuesten psychologischen Theorien geplant worden und wollte den Patienten ein normales Leben ermöglichen, anstatt sie einfach wegzusperren. Es gab separate Wohnhäuser für Frauen und Männer und in der Mitte ein Gebäude für alle, jeweils

im neoklassischen Stil. Jenseits der Hauptgebäude erinnerten Häuser, Straßen, Bäume und bebaute Felder an ein malerisches Dorf. Der gesamte Komplex, vom Erscheinungsbild über die Architektur bis zur Einstellung des Personals, hatte das Ziel, den Insassen ein frohes und gutes Leben zu ermöglichen.

Auch das Personal war freundlich. Im Gegensatz zu ihren Kollegen in anderen Anstalten benutzten die Ärzte in Saint-Robert Zwangsjacken nur zwei- oder dreimal im Jahr und nur »zeitweilig in Ausnahmefällen, wenn klar ist, dass der Patient sich selbst verletzen würde«, wie der Direktor, Dr. Edmond Dufour, einer Ärztegruppe erläuterte, die das Haus besuchte. Im Saint-Robert verzichtete man auf übliche Praktiken wie eiskalte oder »schottische« (abwechselnd heiße und kalte) Duschen, um Patienten zu disziplinieren. Nicht einmal gewalttätige Insassen wurden gefesselt. Stattdessen wurden sie mit Arbeiten wie Flickern und Nähen beschäftigt, die das Selbstwertgefühl steigerten, sowie mit Musik und Theateraufführungen. Das Personal sprach immer respektvoll und nett mit ihnen. Das alles sollte die Würde der Patienten wiederherstellen und an ihre Vernunft appellieren.

Darum wurde auch der Mann, der am 21. Dezember 1893 spätabends eintraf und dessen Gesicht ein Leben voller Gewalt widerspiegelte, fürsorglich und menschlich behandelt. Da man wusste, dass er selbstmordgefährdet war, wurde er zwar im Hochsicherheitstrakt, aber in einem Zimmer mit Aussicht auf die Berge untergebracht. Das sollte ihn beruhigen. Und tatsächlich besserte sich sein Befinden schon nach knapp 24 Stunden. Offenbar sprach er auf die freundliche Atmosphäre an, denn vor dem Abendessen stand er auf und schlug ein gemeinsames Gebet vor: »Liebe Freunde, lasst uns Gott dafür danken, dass wir in einer Gegend geboren wurden, wo unsere Betreuer so nett und menschlich sind. Gott sei Dank wurden wir unter einer so gütigen Sonne geboren.«

Diese Worte schienen eine innere Sanftheit auszudrücken und waren ein hoffnungsvolles Zeichen für die Genesung des Patienten. Niemand, der sie hörte, konnte sich vorstellen, wie irreführend sie waren.

Joseph Vacher lebte in einer Ära der Erwartung und der Furcht. Die Belle Époque Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts war eine Zeit des Friedens und Wohlstands sowie der wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritte. Sarah

Bernhardt ließ die Bühne erstrahlen, Toulouse-Lautrec und Degas erleuchteten die Welt der Kunst, Gustave Eiffel baute seinen Turm, und Louis Pasteur entdeckte, dass Mikroorganismen Infektionen auslösen können.

Alles schien größer, schneller, neuer und effizienter zu werden. Das neue Eisenbahnnetz beförderte Passagiere im Eiltempo quer durch Kontinente, und Dampfschiffe brachten sie rasch übers Meer. Telegrafendrähte übermittelten Nachrichten mit Lichtgeschwindigkeit durchs ganze Land und wurden sogar im Atlantik verlegt. Die Olympischen Spiele erlebten ihre Wiederauferstehung, und das Kino wurde geboren. Moderne Varietés wurden in Paris eröffnet und präsentierten einen lebhaften neuen Tanz, den Cancan.

Endlich konnten die Menschen versuchen, das Leben zu genießen, anstatt es nur zu erdulden. Sie kauften in schönen Warenhäusern ein, besorgten sich die neuen Kleider von der Stange und fuhren mit Fahrrädern, die die Mittelklasse im Sturm erobert hatten. Vor allem den Frauen eröffnete das Fahrrad die Möglichkeit, unabhängiger zu werden. Plakate und farbige Zeitungsanzeigen – ebenfalls Innovationen jener Zeit – stellten Kundinnen als befreite Göttinnen dar, die auf ihren Fahrrädern nackt durch den Himmel flogen.

Doch mitten im allgemeinen Optimismus gab es auch Angst. Auf jede glückliche, wohlhabende Familie kamen viele andere, die in Armut und Elend lebten. Jeder spürte die Instabilität, das Donnern von unten. Der Anarchismus, eine internationale terroristische Bewegung, wurde immer stärker: Bomben explodierten auf Märkten, in Regierungsbüros und Bahnhöfen. Die Behörden antworteten mit brutaler Unterdrückung, was wiederum zu Vergeltungsschlägen führte. Ende des Jahrhunderts legten die Anarchisten ihre Bomben überall in Europa und ermordeten die Präsidenten Frankreichs und der USA. Für einige Intellektuelle war die moderne Gesellschaft mit ihren vulgären Vergnügungen und ihrem avantgardistischen Lebensstil ein Beweis dafür, dass die Spezies Mensch verweicht war, dass eine Umkehr der Evolution und eine soziale Degeneration stattfanden.

Die Kriminalität nahm zu, und die neue Sensationspresse schürte die Angst der Bevölkerung. Nicht nur die Verbrechen selbst erschreckten die Menschen, sondern auch die Entstehung einer kriminellen Klasse. Die Londoner lernten das »residuum«, den »Bodensatz«, fürchten, die New Yorker erlebten den Auf-

stieg ethnischer Straßenbanden, und die Pariser mieden die »Apachen«, umherziehende Jugendbanden, die Leute aus der Oberschicht bedrängten, wenn sie sich abseits der ausgetretenen Pfade bewegten. Legionen von Besitzlosen – Landstreicher, Straßengang und Kriminelle, die aus Irrenhäusern geflohen waren – hatten es anscheinend auf die braven Bürger abgesehen.

In diesem Klima der Hoffnung und der Furcht begannen Experten in verschiedenen Ländern, das Verbrechen wissenschaftlich zu erforschen. Wie die anderen großen Denker jener Zeit betrachteten sie Kriminalität nicht als Sünde oder Teufelswerk, sondern als wissenschaftliche Herausforderung – schließlich lebten sie ja im Zeitalter der Wissenschaft. Mediziner, Juristen, Psychologen und Anthropologen richteten Institute ein, um die Kriminalität zu untersuchen. Sie veröffentlichten ihre Erkenntnisse in Fachzeitschriften und diskutierten ihre Theorien auf internationalen Konferenzen.

Sie waren die ersten modernen Kriminologen und entwickelten Techniken, deren sich die Kriminalistik bis heute bedient. Sie brachten Ordnung ins Chaos der Tatorte, indem sie Messungen vornahmen, Schleifspuren, Abdrücke und Fasern untersuchten, methodisch obduzierten und biologische Proben sammelten. Psychologen – Vertreter einer neuen Wissenschaft – begutachteten Verdächtige und befragten sie nach der Festnahme ruhig und effizient – ganz im Gegensatz zu den brutalen Methoden ihrer Vorgänger. Um Muster im Verbrechen zu entdecken, legten sie Datenbanken an und erstellten Statistiken. Sie seziierten Gehirne hingerichteter Verbrecher und suchten nach den Wurzeln deren Verhaltens. Ihre Forschungen lieferten eine Fülle an Material für Diskussionen, die einst Priestern und Philosophen vorbehalten waren: Welche guten und bösen Neigungen hatte der Mensch von Natur aus? Was beeinflusste diese Neigungen? Wo endete der freie Wille, und wo begann der Wahn? Konnte man den Drang, Böses zu tun, verstehen, vorhersehen, umlenken oder heilen?

Die Ärzte in Saint-Robert begegneten ihrem neuen Patienten freundlich, und er schien dies zu erwidern: »Als ich hier ankam, glaubte ich, im Paradies zu sein«, schrieb er in einem Brief an Dr. Dufour, den Direktor. Später berichtete er in einem langen Brief an Louise (der er bis ans Ende seines Lebens schrieb) von seiner Freude nach der Ankunft in der neuen Anstalt:

Stell dir meine Überraschung vor ... Der Zug fuhr durch ein kleines Tal, das von schneebedeckten Bergen umgeben war, und da war es, funkelnd im Licht des Mondes ... diese saubere, elektrisch beleuchtete Einrichtung (denn ich traf nachts ein). Die Haustür öffnete sich, und vor mir standen zwei Freunde, während ich Henker erwartet hatte. Wir gingen durch einen Garten, der schöner war als jeder Garten in Grenoble.

Sie brachten mich in ein Gebäude, das von Gesindel bewohnt wurde; aber sie waren nicht mit den lebenden Toten [in Dole] zu vergleichen. Während wir in Dole von Wärtern umringt waren, die ebenso gut Scharfrichter hätten sein können, verkörpern die Wärter hier Wachsamkeit und Menschlichkeit.

Das soll nicht heißen, dass Saint-Robert ein Ferienlager war. Wie ihre Kollegen anderswo auch hatten die Psychiater eine an Paranoia grenzende Angst vor Freizeit. Darum ließen sie weder Untätigkeit noch abweichendes Verhalten zu. Geweckt wurde um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr morgens. Dann folgten eine halbe Stunde Putzen und das Frühstück. Am Vormittag arbeiteten die Patienten auf den Feldern oder in einer Werkstatt der Anstalt. Das Mittagessen wurde genau um zwölf Uhr serviert. Nach einer halbstündigen Ruhepause wurde wieder gearbeitet. Abendessen gab es um sechs, im Winter um fünf Uhr. Bis zur Bettruhe um acht Uhr durften die Patienten Domino oder Karten spielen, lesen oder auf dem Gelände der Anstalt spazieren gehen.

Die Tage reihten sich gleichförmig aneinander: Am Freitag wurden die Haare geschnitten und gewaschen und der Bart gestutzt. Am Samstag wurde neue Bettwäsche verteilt, und am Sonntag bekamen die Insassen vor der Messe saubere Kleider. Der Sonntag war zugleich ein Konzerttag, und die Patienten unterhielten die anderen Insassen sowie Bewohner der Gemeinde mit Shows, Theaterspielen und Musik. Alle zwei Wochen durften die Patienten einen Brief an eine Person außerhalb der Anstalt schreiben, der allerdings zensiert wurde. Die Idee hinter dem Ganzen war einfach: Ordnung und Disziplin als Teil einer täglichen Routine sollten die Unordnung und das Chaos in den Köpfen der Patienten lindern.

Zwischen all diesen »normalisierenden« Aktivitäten verordneten die Ärzte somatische und psychologische Therapien. Dabei nutzten sie zum Teil die Heilmittel ihrer Zeit: Blutegel, um Erregbarkeit zu dämpfen, Abführmittel, um durch Erbrechen und Durchfall den Körper zu reinigen, und Opium, Belladon-

na oder Chloroform in geringen Dosen, je nach den Symptomen, die sie lindern wollten. Auch die Wassertherapie wurde häufig angewandt: Lange, heiße Bäder sollten Patienten mit Manien beruhigen, und Depressive, die stimuliert werden mussten, bekamen kalte Bäder. Manischen oder halluzinierenden Patienten verabreichte man bisweilen leichte Elektroschocks – dieses Verfahren wurde als »Berührung mit einem Pinsel aus Messing« bezeichnet. Außerdem ermunterten die Ärzte ihre Patienten, über ihre Probleme und ihre Hoffnung auf ein besseres Leben zu reden.

Vacher verbrachte drei Monate in Saint-Robert. Die Psychiater, die ihn behandelten, wussten, dass er manisch und mitunter selbstmordgefährdet war, darum verordneten sie ihm wahrscheinlich eine beruhigende Wassertherapie, vielleicht auch Elektroschocks. Im Januar 1894 bat Vacher den Anstaltsdirektor schriftlich, man möge nicht »einen Teil meines Kopfes elektrisieren«. Gespräche gab es mit Sicherheit, denn die Ärzte vermerkten, sie hätten seine Version des Vorfalls mit Louise zur Kenntnis genommen und akzeptiert. Vacher blieb die meiste Zeit allein und las.

Saint-Roberts Akten beschreiben einen Mann, der sich sehr von dem Patienten unterschied, der sich in Dole so ungebärdig verhalten hatte. Er sprach offenbar auf die Behandlung an, oder zumindest sah es so aus. Zwei Wochen nach seiner Ankunft berichteten die Ärzte, dass er keine Stimmen mehr höre und allmählich »sanftmütig und höflich« werde. Er schrieb schmeichlerische Briefe an und über Dr. Dufour (»Er sollte ganz Frankreich regieren, nicht nur diese Anstalt voller Gesindel«). Am 29. Januar 1894 schrieb Vacher, er sehe ein, dass er für sein Verbrechen die ihm zugeteilte Strafe verdient habe, und sei der Meinung, er hätte sich trotz der vergangenen sechs Monate in Dole selbst heilen können. Bald entwarf er einen Plan, der ihm nach seiner Entlassung ein anständiges Leben ermöglichen sollte.

Vachers Briefe und sein »unauffälliges« Verhalten überzeugten Dufour davon, dass es seinem Patienten allmählich besser ging. Seiner Meinung nach bewiesen die Briefe zwei wichtige Aspekte: dass Vacher die Verantwortung für sein Verbrechen übernahm und dass er seine Zukunft planen konnte. »Er betonte mir gegenüber, dass wir nicht das Recht hätten, jene Geisteskranken zu behalten, die vollständig geheilt seien«, erzählte Dufour später einem Zeitungsreporter.

»Es sei meine Pflicht, sie freizulassen.« Auch die Regierung von Isère, die über die hohen Kosten der modernen Anstalt klagte, hatte Dufour bereits aufgefordert, Patienten zu entlassen, sobald ihre Symptome abgeklungen waren.

Anfang März 1894 schrieb Dufour dem Präfekten von Isère, dass Vacher wegen seiner gelösten Verlobung einen Nervenzusammenbruch erlitten habe, nun aber geheilt sei. Der Präfekt ordnete daraufhin Vachers Entlassung an. Am 1. April 1894, weniger als zehn Monate nach seinem Mordversuch an Louise, öffneten ihm Wärter daraufhin das schmiedeeiserne Tor. Vacher umarmte seine Ärzte und Mitbewohner, dann ging er hinaus in die Freiheit.

Eine Zeitung schrieb später über diesen Augenblick: »Eine wilde Bestie wurde aus ihrem Käfig entlassen.«

Zwei

Der Professor

Mitte November 1889 bat ein Staatsanwalt Dr. Alexandre Lacassagne, den Leiter der rechtsmedizinischen Abteilung der Universität Lyon, ihm bei einem besonders widerwärtigen Fall zu helfen. Vier Monate zuvor hatte man an der Rhone eine Leiche in einem Sack gefunden, etwa 20 Kilometer südlich der Stadt. Ein Arzt hatte die Leiche obduziert, konnte sie jedoch nicht identifizieren. Wegen neuer Erkenntnisse wurde die Leiche jetzt exhumiert. Natürlich war nicht mehr viel von ihr übrig – aber ob Dr. Lacassagne dennoch eine neue Autopsie vornehmen wolle? Vielleicht werde er ja etwas entdecken, was seinem Kollegen entgangen sei.

Es war nicht ungewöhnlich, dass Lacassagne gerufen wurden, nachdem andere gescheitert waren, denn er hatte einen ausgezeichneten Ruf als erfahrener Kriminologe. Er hatte Lehrbücher verfasst, viele neue forensische Techniken entwickelt und mehrere bekannte Fälle untersucht. Daher galt er als Primus inter Pares einer internationalen Expertengruppe auf dem neuen Gebiet der Gerichtsmedizin.

Man nahm an, dass der Tote ein vermisster Pariser Gerichtsvollzieher namens Toussaint-Augustin Gouffé war. Der Witwer mit zwei Töchtern war ein wohlhabender Mann gewesen und hatte als Frauenheld gegolten. Am 27. Juli hatte sein Schwager Landry ihn bei der Polizei als vermisst gemeldet. Zunächst war die Polizei wenig interessiert gewesen – dies war der Sommer der Weltausstellung in Paris, und viele Leute kamen und gingen ohne Ankündigung. Doch als Gouffé nach drei Tagen immer noch nicht aufgetaucht war, nahm man den Fall ernst und übertrug ihn Marie-François Goron, dem angesehenen Chef der Sûreté, der Pariser Kripo.

Drei Wochen später entdeckte man etwa 480 Kilometer südöstlich von Paris in der Nähe des Dorfes Millery südlich von Lyon eine Leiche. Ein paar Tage danach fanden Schneckensammler im Wald Teile eines Holzkoffers, an denen Leichengruch hing und sich ein Adressanhänger aus Paris befand.

Hatten die Leiche und der Koffer etwas mit dem Vermissten zu tun? Goron übermittelte dem Gerichtsmediziner in Lyon telegrafisch eine Beschreibung

Gouffés. Damals war Lacassagne verreist, daher nahm Dr. Paul Bernard, ein Kollege und ehemaliger Schüler von ihm, die Autopsie vor. Er fand kaum etwas, was zu dem Vermissten gepasst hätte. Gewiss, die Leiche hatte wie Gouffé große, starke Zähne, und der rechte obere Mahlzahn fehlte, aber das war so ziemlich alles. Die Leiche war etwa 1,70 Meter groß, während der vermisste Mann zweieinhalb Zentimeter größer war. Die Leiche hatte schwarzes Haar, Gouffés Haar war kastanienbraun. Der Tote war nach Bernards Schätzung zwischen 35 und 45 Jahre alt, aber Gouffé war 49 gewesen. Um sicherzugehen, schickte Goron einen Beamten mit Landry nach Lyon. Landry warf einen kurzen Blick auf die aufgedunsene, grünliche Leiche, japste nach Luft und konnte nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinem Schwager erkennen. Also wurde der Fall abgeschlossen, die Männer kehrten nach Paris zurück, und die Leiche wurde in einem Armengrab bestattet.

Das hätte das Ende dieses Vorfalles sein können. Doch im Herbst erhielt Goron einen anonymen Hinweis. Kurz bevor Gouffé aus Paris verschwunden war, hatte man ihn mit einem Betrüger namens Michel Eyraud und seiner Gefährtin Gabrielle Bompard im »Café Gutenberg« gesehen. Das Paar hatte Paris dann einen Tag nach Gouffés Verschwinden verlassen. Inzwischen hatte Goron den Adressanhänger einem Beamten im Gare de Lyon in Paris gezeigt. Aufzeichnungen belegten, dass der Koffer am Tag nach Gouffés Verschwinden nach Lyon geschickt worden war. Er hatte 105 Kilo gewogen – etwa so viel wie ein erwachsener Mann und ein stabiler Holzkoffer.

Alles deutete darauf hin, dass es sich bei der Leiche um Gouffé handelte – außer der Autopsie. Goron vermutete daher einen Fehler und beantragte bei den Behörden in Lyon eine Exhumierung der Leiche. Das Ersuchen wurde jedoch abgelehnt, da das Opfer seit vier Monaten tot war und die Zuständigen davon ausgingen, dass niemand mehr die Überreste identifizieren konnte. Doch Goron, dessen Hartnäckigkeit legendär war, blieb stur. Also erhielt schließlich der einzige Mann in Lyon – vielleicht in ganz Europa –, der das Rätsel eventuell lösen konnte, den unangenehmen Auftrag, eine Leiche zu obduzieren, die bereits seziert worden und in einem Grab verwest war.

Dr. Jean-Alexandre-Eugène Lacassagne war in seinem Fachgebiet bereits hoch angesehen, als er mit dem Fall betraut wurde, der ihn weltberühmt machen

sollte. Als einer der führenden Gelehrten und Innovatoren im Bereich der Gerichtsmedizin hatte er dazu beigetragen, dass bei der Tatortanalyse viele neue Techniken angewandt wurden. Er konnte beispielsweise feststellen, wie lange eine Leiche schon verweste, und eine Patrone einer bestimmten Waffe zuordnen. Er zeigte Ermittlern, wie sie anhand von Blutflecken auf der Haut herausfinden konnten, ob eine Leiche transportiert worden war. Und er entwickelte ein Verfahren, mit dem selbst einfache Landärzte professionelle Autopsien vornehmen konnten, wenn sie an einen Tatort gerufen wurden.

Kollegen bewunderten ihn aber nicht nur wegen seiner wissenschaftlichen Beiträge, sondern auch als Gelehrten, Lehrer und Freund. Und wie es damals üblich war, glaubten sie, sein Charakter spiegle sich in seiner edlen Erscheinung wider: hohe Stirn, Schnauzbart, ein Leibesumfang wie ein Bürgermeister, ein »starker, rhythmischer Schritt und immer fröhliche Augen«. Bei seiner Energie und seinem Talent hätten ihm alle Wege offengestanden, doch er hatte sich für das neue Fachgebiet der Kriminologie entschieden, weil es seiner Meinung nach die ganze Skala menschlicher Erfahrungen umfasste, von der Arbeitsweise des Gehirns bis zu den Kräften, welche die Zivilisation formten. Aber selbst das beschäftigte nur einen Teil seines Intellekts. Er vertiefte sich auch in die Dichtkunst, die Philosophie, die Literatur und die Kunst. Er zitierte Dante seitenlang aus dem Gedächtnis – und zwar das italienische Original – und konnte aus den Werken seiner französischen Lieblingsdramatiker ganze Akte auswendig vortragen. Er unterstützte junge Künstler und wurde nie ohne Buch gesehen – entweder las er es oder er schrieb es. Seine Freunde bezeichneten ihn als typischen Renaissancemenschen, abgesehen von einer Schwäche: Er hatte nichts für Musik übrig.

Lacassagne wurde 1843 in Cahors, einer ruhigen Stadt in Südwestfrankreich, geboren. Seine Eltern führten eine Gastwirtschaft. Er war ein begabter Schüler, aber zu arm, um sich selbst eine Ausbildung finanzieren zu können, daher besuchte er die medizinische Hochschule des Militärs in Straßburg, wo er seine erste Doktorarbeit über die Nebenwirkungen von Chloroform schrieb. In Paris studierte er ein Jahr lang militärische Medizin, dann kehrte er mitten im französisch-preußischen Krieg nach Straßburg zurück. 39 Tage lang bombardierten die Deutschen die Stadt, bevor sie kapitulierte. Als ein Gebäude nach dem an-

deren einstürzte, richteten Lacassagne und seine Kollegen eine Klinik im Keller des Krankenhauses ein. Sie schichteten Matratzen vor den Fenstern auf, da heftige Explosionen rundum Trümmer und Schutt durch die Luft schleuderten. Im September evakuierte eine Schweizer Delegation die Verwundeten und die Ärzte und brachte sie in ein Hospital nach Lyon. Zum ersten Mal sah Lacassagne die Stadt, die seine Heimat und eine Welthauptstadt für die Erforschung des Verbrechens werden sollte.

Da die medizinische Hochschule in Straßburg zerstört war, setzte Lacassagne sein Studium in Montpellier fort. Er schrieb eine Doktorarbeit über Verwesung und begann sich für biologische Phänomene zu interessieren, die sowohl Lebende als auch Tote betrafen. Um seine Wehrpflicht zu erfüllen, reiste er nach Algerien, wo er Arzt in einer Disziplinarbrigade wurde. Normalerweise wäre das ein langweiliger Posten gewesen, aber nicht für einen Mann mit einem so lebhaften Verstand. Er war fasziniert von den Missetätern, die ihm anvertraut wurden. Viele trugen seltsame exotische Tätowierungen: Johanna von Orléans, die Waage der Justitia, von Messern durchbohrte Herzen, zwei Hände, um die sich eine Blume wand, und nackte Frauen mit karikaturhaften Proportionen. Die Sprüche waren ebenso bemerkenswert: »Kein Glück«, »Tod den untreuen Frauen«, »Rache oder Tod«, »Unter einem Unglücksstern geboren«. Überzeugt davon, dass die Tätowierungen ihm Einblicke in eine kriminelle Subkultur ermöglichten, entwickelte er Verfahren, um die Muster auf Papier zu übertragen. Dann ordnete er sie nach Motiven und Körperstellen in Gruppen ein. Gegen Ende seiner Dienstzeit hatte er rund 2000 Tätowierungen von Hunderten von Soldaten gesammelt. Als er seine Befunde einer anthropologischen Konferenz vorlegte, schrieb die amerikanische Zeitschrift *Science*, es handle sich um »eines der unterhaltsamsten und lehrreichsten anthropologischen Papiere, die seit Langem erschienen sind«.

Von da an führte seine Karriere steil nach oben. 1876 veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel *Précis d'hygiène privée et sociale* (Grundriss der privaten und öffentlichen Hygiene), ein über 600 Seiten starkes Werk. Zwei Jahre später schrieb er ein ebenso gewichtiges Buch mit dem Titel *Précis de médecine judiciaire* (Grundriss der Rechtsmedizin), das die neue Disziplin der Rechtsmedizin behandelte und als kleines Meisterwerk gefeiert wurde. 1880 bot ihm die Uni-

versität Lyon den neu eingerichteten Lehrstuhl für Rechtsmedizin an. In dieser bürgerlichen, von Flüssen durchzogenen Stadt mit ihren hart arbeitenden Einwohnern war er bei den Studenten nicht nur wegen seines Wissens, sondern auch wegen seiner erfrischenden Begeisterungsfähigkeit und seiner Herzlichkeit beliebt.

Aber Lacassagne löste nicht nur einzelne Kriminalfälle, ihn interessierten auch die Verbrecher – ihre Gedankengänge, ihre Subkultur und ihre Lebensweise. Warum fühlen sie sich genötigt, gegen die Regeln der Gesellschaft zu verstoßen? Warum gingen sie einen derart schwierigen Weg? Er machte es sich zur Lebensaufgabe, Antworten zu finden, und studierte die Kriminellen so gründlich, wie ein Zoologe seine Liebesspezies studieren würde. Er besuchte sie im Gefängnis, sammelte ihre Briefe und seziierte die Gehirne von Geköpften.

Seine Erkenntnisse und die seiner Kollegen in Europa, Russland und der Neuen Welt wurden in der Zeitschrift *Archives de l'anthropologie criminelle* (Archiv der Kriminalanthropologie) veröffentlicht, die er gegründet hatte. 29 Jahre lang war sie das wichtigste Forum dieser Wissenschaft, und Gelehrte diskutierten darin die bedeutenden Entwicklungen ihrer Zeit – Tatortanalyse, Kriminalpsychologie, Todesstrafe und die Definition der Unzurechnungsfähigkeit. Außerdem enthielt die Zeitschrift viele Berichte aus der Praxis, in denen Lacassagne und seine Kollegen beschrieben, wie sie die neuesten forensischen Methoden anwandten, etwa im Fall Thodore (Leichenteile eines alten Mannes wurden in der Umgebung eines Dorfes gefunden), im Fall Pater Bérard (ein Priester wurde der sexuellen Perversion beschuldigt) und im Fall Montmerle (eine Frau wurde erhängt und mit einer Stichwunde in der Kehle vorgefunden). Es gab auch Artikel über berühmte Fälle. Ein französischer Experte für Homosexualität schrieb zum Beispiel über Oscar Wildes Prozess, in dem der Autor zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Jack the Ripper tauchte in der Zeitschrift ebenso auf wie Jesse Pomeroy, der Knabenmörder von Boston. Zweimal wurden neue über Sherlock Holmes verbreitete Geschichten besprochen (das Urteil lautete: faszinierende Methoden – aber warum nahm Holmes nie eine Autopsie vor? Außerdem zogen echte medizinische Experten ein Team von Spezialisten zurate, während Holmes allein arbeitete, abgesehen von Watson, der lediglich Staffage war). Die Zeitschrift war mit dem Bodensatz der

Gesellschaft bevölkert: Dieben, Mördern, Kinderschändern – der Personifizierung degenerierter Instinkte.

Wer Dr. Lacassagne bei einer Autopsie assistieren durfte, machte eine denkwürdige und lehrreiche Erfahrung. Die Medizinstudenten hatten im Krankenhaus zwar bereits Autopsien gesehen, aber forensische Sektionen waren etwas ganz anderes. Hier wurde ihnen der gewaltsame Tod anschaulich vorgeführt, nebst zerrissenem Gewebe und gebrochenen Knochen. Der Tod hinterlässt eine Signatur, und sie lernten, diese zu deuten und einen gewaltsamen Tod – durch Unfall, Selbstmord oder Mord – von einem friedlichen zu unterscheiden. Sie entfernten die Lungen eines Kindes und untersuchten, ob es tot geboren worden war oder seinen ersten Atemzug getan hatte. Sie erfuhren, dass eine schäumende Flüssigkeit in den Atemwegen auf Ertrinken hindeutete, dass eine Furche rund um den Hals ein Indiz für Erhängen mit einem Seil war und dass Bruchstellen an gegenüberliegenden Stellen des Kehlkopfes die Folge einer Strangulation mit zwei Händen war. Anhand des Winkels einer Stichwunde bestimmten sie die Bewegung des Armes, der das Messer gehalten hatte, und aus einer Schusswunde die Position der Waffe. Mithilfe von chemischen Reagenzien identifizierten sie Blutflecken, Sperma, Fäkalien und Rost (der oft mit Blut verwechselt wurde). »Die Studenten strömten ihm zu«, erinnerte sich Dr. Edmond Locard, der später selbst ein angesehener Kriminologe wurde. Daher umringten die Studenten in den 33 Jahren, die Dr. Lacassagne an der medizinischen Fakultät von Lyon lehrte, ihren geliebten Professor mehrmals im Monat und beobachteten, wie er ohne Gesichtsmaske und Handschuhe in eine Leiche griff und ihnen enthüllte, was in den letzten Augenblicken des Toten geschehen war.

Als er sich am Morgen des 13. November 1889 auf eine Autopsie vorbereitete, umringten ihn allerdings keine Studenten. Nur ein paar Assistenzärzte und Polizisten waren zugegen. Auf dem Tisch lagen die Überreste eines Menschen, der vor fast vier Monaten gestorben war. War das Gouffé? Nach der Autopsie im August, nach der die Leiche in einem anonymen Armengrab bestattet worden war, hatte ein schlauer Laborgehilfe namens Julien Calmail wohl geahnt, dass man die Leiche noch einmal benötigen würde, denn er hatte seine Initialen außen in den Sarg geritzt und der Leiche einen alten Hut auf den Kopf gesetzt, sodass man sie wiederfinden konnte.

Neben Lacassagne standen Dr. Paul Bernard, der die erste Autopsie vorgenommen hatte, und Dr. Saint-Cyr, ein Assistenzarzt. Ebenfalls anwesend war Dr. Étienne Rollet, Lacassagnes Student und Schwager, dessen vor Kurzem vollendete Doktorarbeit sich für den Fall als äußerst wichtig erweisen sollte. Der Staatsanwalt von Lyon stand ebenso dabei wie Goron, der fest entschlossen war, das Rätsel zu lösen. Etwas größeren Abstand zur Leiche hielt der Brigadier Jaume, ein Kollege Gorons, und presste ein Taschentuch vor sein Gesicht.

Man konnte Jaume keinen Vorwurf machen, denn der Anblick muss abstoßend gewesen sein. Eine vier Monate alte Leiche hat kaum noch Ähnlichkeit mit einem Menschen. Da sie von Insekten verunstaltet wurde und mehrere Stadien der Verwesung hinter sich hat, ist sie nicht viel mehr als ein formloser Klumpen von Organen und Gewebe und seltsamen Haarsträhnen, die am Skelett hängen. Und der Gestank ist sogar noch schlimmer als das Aussehen, eine Mischung aus den widerlichsten Gerüchen – von Exkrementen, verwestem Fleisch, Sumpfwasser, Urin. Dieser Gestank dringt einem so heftig in die Nase, dass man glauben könnte, er habe die Gesichtsknochen durchbohrt. Die Reaktion darauf ist ein gewaltiges Ekelgefühl, die Nackenhaare sträuben sich, und das Nervensystem stellt sich auf Flucht ein. Es ist ein Geruch, den man nicht so leicht wieder vergisst.

Lacassagne fiel dieser Geruch nach Hunderten von Autopsien, oft in warmen, nicht belüfteten Räumen, längst nicht mehr besonders auf. Die einzige Klage, die man von ihm und seinen Kollegen manchmal hörte, betraf die Finger, an denen dieser Geruch tagelang haften blieb.

Lacassagne formulierte gerne kurze Lehrsätze. Einer seiner Favoriten war: »Eine verpfuschte Autopsie lässt sich nicht wiedergutmachen.« Damit betonte er, wie wichtig es war, sorgfältig und präzise zu arbeiten. Bernard hatte diesen Lehrsatz anscheinend vergessen, so schlimm sah die Leiche aus. Er hatte zwar wie empfohlen das Gehirn untersucht, doch um es zu erreichen, hatte er das Schädeldach mit einem Hammer zertrümmert, anstatt es abzusägen, wie sein Mentor es ihm beigebracht hatte. Deshalb ließ sich nun nicht mehr feststellen, ob der Schädel verletzt worden war. Den Brustkorb hatte er vorschriftsmäßig mit einem Meißel geöffnet, aber dabei hatte er das Brustbein völlig zerstört, sodass nicht mehr zu erkennen war, ob eine Brustverletzung vorhanden gewe-

sen war. Die Organe hatte er entfernt und in einen Korb gelegt. Viele Knochen waren verschoben worden.

Doch einerlei – der Meister musste mit dem arbeiten, was ihm zur Verfügung stand. Zuerst musste er das Alter des Opfers bestimmen. Normalerweise hätte er zu diesem Zweck mehrere Stellen untersucht. Eine davon waren die Verbindungen der Schädelknochen, aber diese waren wegen der Hammerschläge nicht mehr zu analysieren. Stattdessen widmete er sich dem Becken. Er betrachtete die Verbindung zwischen dem Kreuzbein – der dreieckigen Struktur, welche die Wirbelsäulenbasis enthält – und den Hüftknochen an seinen Seiten. Die Fugen sind bei Kindern gut zu erkennen, bei Erwachsenen verwachsen sie. Außerdem untersuchte er die faserigen Verbindungsstellen zwischen den letzten paar Wirbeln des Steißbeins, die im Laufe der Jahre ebenfalls verwachsen, sowie die Kiefer und Zähne des Opfers. Die Zähne waren in einem guten Zustand, aber jahrelange Zahnfleischentzündungen hatten zu Knochenverlust rund um die Zahnfächer geführt. Der Knochen der Zahnfächer, normalerweise klar umgrenzt und scharf an den Kanten, hatte sich aufgelöst und sah deformiert aus. All diese altersbedingten Veränderungen sprachen für einen Menschen zwischen 45 und 50 Jahren – nicht zwischen 35 und 45 Jahren, wie Bernard angenommen hatte.

Der nächste Schritt war die Größenbestimmung. Damals war es üblich, die Leiche gerade hinzulegen und vier Zentimeter hinzuzufügen, um den Verlust des Bindegewebes in etwa auszugleichen. Das war Lacassagne aber zu ungenau. Er nutzte stattdessen die neuesten Erkenntnisse der Anthropometrie, die menschliche Körperabmessungen statistisch untersuchte. Forscher hatten versucht, die Körpergröße anhand der Größe einzelner Knochen zu ermitteln, aber niemand hatte gründliche Studien durchgeführt, die genaue Korrelationen geliefert hätten. Das war Lacassagne bekannt, darum hatte er Étienne Rollet beauftragt, eine Doktorarbeit über die Beziehungen zwischen bestimmten Knochen des Skeletts und der Körpergröße zu schreiben. Im Laufe der Jahre beschaffte sich Rollet die Leichen von 50 Männern und 50 Frauen und vermaß mehr als 1500 Knochen bis auf den Millimeter genau. Er konzentrierte sich dabei auf die sechs größten Knochen: die drei Ober- und Unterschenkelknochen (Oberschenkelknochen, Schienbein und Wadenbein) und die drei Knochen des Ober- und